

Die Funde aus den Fürstengräbern

Von Otto-Herman Frey

Die Gräber vom Glauberg gehören zu den reichsten, die wir in Mitteleuropa aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. kennen. Die meisten der vergleichbaren Fundkomplexe wurden bereits im vorigen Jahrhundert unkontrolliert und oft lückenhaft geborgen. Dagegen läßt die sorgfältige Freilegung der beiden Toten mit ihren Beigaben in der Werkstatt des Denkmalamtes, die allerdings viel Zeit in Anspruch nimmt und noch nicht abgeschlossen werden konnte, detailliertere Aufschlüsse erwarten.

Wegen der Wichtigkeit der bisherigen Ergebnisse soll schon jetzt ein Vorbericht geboten werden. Dabei geht es besonders um eine erste Einordnung einiger exzeptioneller Fundstücke in das frühe keltische Kunstschaffen. Eine Besprechung des gesamten Komplexes, die tiefere Einblicke in das Totenritual und damit in Jenseitsvorstellungen der Kelten erlauben würde, muß noch hinausgeschoben werden.

In der archäologischen Forschung werden solche außergewöhnlichen Bestattungen als „Fürstengräber“ bezeichnet. Mit diesem Namen wird kein genau faßbarer rechtlicher Status der Verstorbenen angesprochen, vergleichbar etwa dem der Fürsten des Mittelalters. Vielmehr soll nur ausgedrückt werden, daß wir hier die Elite der damaligen Zeit vor uns haben, die Ersten („the first“) innerhalb der Gesellschaft.

Gewisse Aussagen zur einstigen Stellung der Toten können wir aber doch machen. Möglicherweise handelt es sich bei dem zweiten kleineren Grab im Eingang zum Ringgraben um das eines Kindes oder Jugendlichen, was bisher allerdings – vorausgesetzt, es ist keine Brandbestattung – nur aus der geringen Abmessung der Anlage erschließbar wäre. Trifft das zu, dann wurde dieser Tote nicht wegen besonderer Leistungen, die er im Leben vollbracht hat, so aufwendig beigesetzt, sondern aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer führenden Familie. In der Tat gibt es – nach ihrer Lage im Friedhof und nach den überdurchschnittlichen Beigaben – andernorts eindeutige Bestattungen von „Kindern von Stand“, etwa in Hopstädten und Bescheid im benachbarten Hunsrück. Diese Tatsache läßt keinen Zweifel daran bestehen, daß es zu der Zeit einen erblichen Adel gab. Entsprechend sind auch die reichen Toten vom Glauberg – unabhängig davon, ob sich das eine als Kindergrab erweist – zum Adel zu zählen.

Als Kennzeichen für ein Fürstengrab werden von den Archäologen neben anderen Faktoren insbesondere Ausstattungstücke aus Gold und Importgut aus dem Mittelmeergebiet angesehen. Kartiert man Grabfunde mit Goldgegenständen dieser Zeit (der Phase Latène A), so heben sich deutlich die Hügelgräber, d. h. die Fürstengräber im weiteren Mittelrheingebiet hervor (*Abb. 60*).



Abb. 60. Verbreitung früher keltischer Gräber (Stufe Latène A) mit Beigaben aus Gold.

Gefüllte Kreise: Hügelgräber; offene Kreise: Flachgräber; geteilte Kreise: Bestattungsart unsicher. Große Signaturen: Drei und mehr Fundstücke aus Gold.

Als Beispiel für eine solche kostbare Beigabe sei eine mit Goldblech überzogene Schale wiedergegeben, die aus einem Grab von Schwarzenbach, Kr. St. Wendel im Saarland, stammt (Abb. 61). Von Interesse ist, daß der bedeutende Archäologe Adolf Furtwängler 1887 in einem Vortrag vor der Archäologischen Gesellschaft in Berlin (verkürzt im Arch. Anz. 1889) die Rekonstruktion dieses Goldgefäßes bekannt machte und dabei als erster deutlich die Abhängigkeit des Ornaments von griechischen Vorbildern

aufzeigte. Furtwängler beschrieb den Goldbelag abschätzig als einen „barbarisierenden Dekorationsstil“. Wir sehen das heute etwas anders und bewerten die keltische Umsetzung höher als eine eigenständige Leistung mit einem ausgeprägten Stilempfinden. Als solche fremden Motive sind hängende, auf drei Blätter reduzierte Palmetten zwischen nur golden umrandeten Lotosblüten in der unteren durchbrochenen Zone der Schalenzier, bzw. Halbpalmetten in der oberen, leicht auszumachen.



Abb. 61. Holzschale mit Goldbelag aus dem einen Fürstengrab von Schwarzenbach im Saarland.



Abb. 62. Goldfingerring aus dem Fürstengrab von Rodenbach in der Pfalz.

Neben nur ornamental verzierten Werken, die sich vorwiegend in den Fürstengräbern häufen, gibt es weitere mit figürlichem Schmuck. Allerdings kommen szenische Darstellungen (wie *Abb. 105*), für die die Kunst des antiken Griechenlands und Italiens in so großer Menge Vorlagen anbot – erinnert sei nur an griechische Vasenbilder –, ganz selten vor. Statt dessen gibt es einzelne Erscheinungen von menschlichen Gesichtern oder Fabelwesen. Um das zu zeigen, sei hier ein goldener Fingerring aus dem Fürstengrab von Rodenbach in der Pfalz herausgegriffen (*Abb. 62*). Die beiden Köpfe in Vorderansicht scheinen aus einzelnen Teilen dekorativ zusammengesetzt, wodurch sie nicht leicht zu erkennen sind. Bei dieser eigenwilligen Schöpfung möchte man zunächst kaum an Anregungen etwa aus Italien denken. Und doch wurden von Werken aus dem Süden zweifellos die seitlich herabfallenden großen Locken übernommen, die sich allerdings ganz in die keltische Komposition einfügen.

Ein weiteres gutes Beispiel ist der bronzene Gürtelhaken aus einem der beiden Fürstengräber von Weiskirchen im Saarland (*Abb. 63*). Über dem Balken in der Mitte, in den Blüten und S-Spiralen in Koralle eingelegt sind, blickt uns ein stark stilisiertes menschliches Gesicht an. Rechts und

links fassen es Paare von Sphingen ein. Die jeweils äußeren Sphingen tragen an den menschlich geformten Vorderbeinen leicht aufgebogene Schnabelschuhe, so wie wir sie etwa im 6. Jahrhundert v. Chr. bei Griechen in Ostionien oder bei Etruskern kennen. Im Osten des keltischen Gebietes ist solch fremdes, modisches Schuhwerk mehrmals dargestellt (siehe z.B. das der Reiter *Abb. 105*). Auch die Formgebung der Flügel läßt an etruskische Vorlagen denken. Und natürlich scheinen die Sphingen selbst aus der antiken Mythologie entlehnt. Beim näheren Hinschauen kann man aber erkennen, daß sie riesige Schnurrbärte tragen, wie sie speziell für die Kelten typisch sind. Beispielsweise beschreibt der Historiker Diodor (V 28), daß der Bart den Mund oft völlig überdecke. Daher käme er beim Essen zwischen die Speisen und beim Trinken flösse das Getränk wie durch ein Sieb. Die Sphingen sind also von keltischen Vorstellungen überformt, sind zu etwas Neuem geworden. Die beiden ausgewählten Werke zeigen auf das Eindringlichste das Verschmelzen von antikem mit keltischem Geistesgut.

Qualitätvolle figürliche Arbeiten – meist in Bronze – sind über den Fürstengräberkreis hinaus weiter nach Osten verbreitet. Das mag eine Karte von Maskenfibeln (d. h. Fibeln mit menschlichen Köpfen) verdeutlichen (*Abb. 64*). Im



Abb. 63. Bronzegürtelhaken aus dem einen Fürstengrab von Weiskirchen im Saarland.

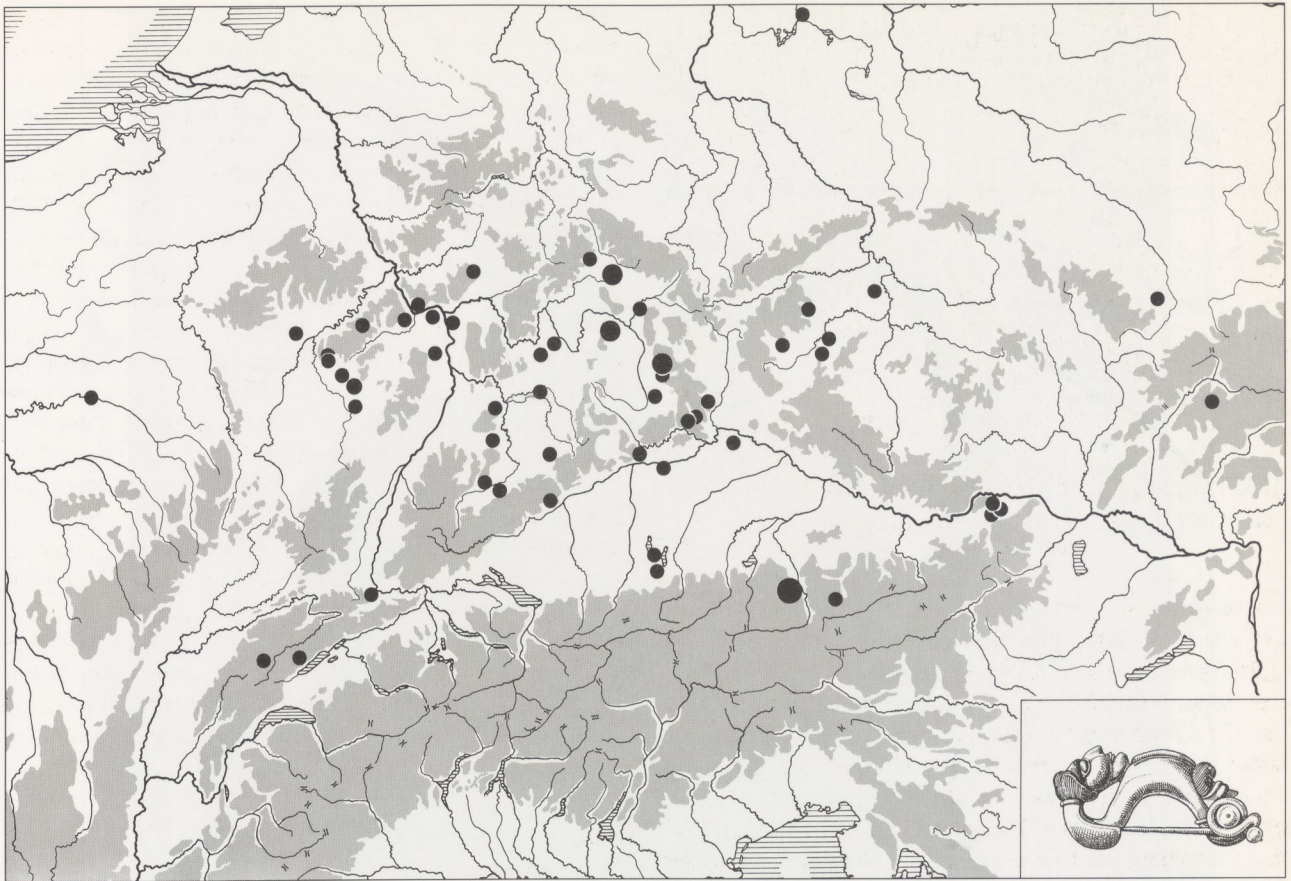


Abb. 64. Verbreitung der Maskenfibeln.

Westen dagegen, beispielsweise in der Champagne, von wo wir zahlreiche Gräber aus der Epoche kennen, fehlen in dieser Zeit solche Darstellungen. Nur der Greif oder Vögel werden dort wiedergegeben.

Noch besser sind Kontakte der keltischen Führungsschicht mit der griechischen bzw. der etruskischen Hochkultur im Süden an Importgut abzulesen. Als Beispiel seien etruskische Bronzekannen, sog. Schnabelkannen (wie Abb. 65), herausgegriffen. Deutlich treten auf der Verbreitungskarte (Abb. 66) Produktionsstätten in Mittelitalien, im antiken Etrurien, hervor. Nördlich des Apennin

markieren die Punkte die blühenden etruskischen Städte der Poebene, bevor sie durch die Invasion keltischer Stammesgruppen nach Italien in der Zeit um 400 v. Chr. überrannt wurden. Ferner waren solche Kannen in einigen Bereichen am Alpensüdrand als Grabbeigabe beliebt. Nördlich der Alpen häufen sie sich wieder im Raum um den Mittelrhein, ganz entsprechend den Goldfunden. (Von den wenigen Exemplaren in Süddeutschland oder Ostfrankreich sind etliche mit Sicherheit, andere wahrscheinlich, bereits in die ausgehende Hallstattzeit zu datieren. Sie gehören also einer älteren Phase an.)

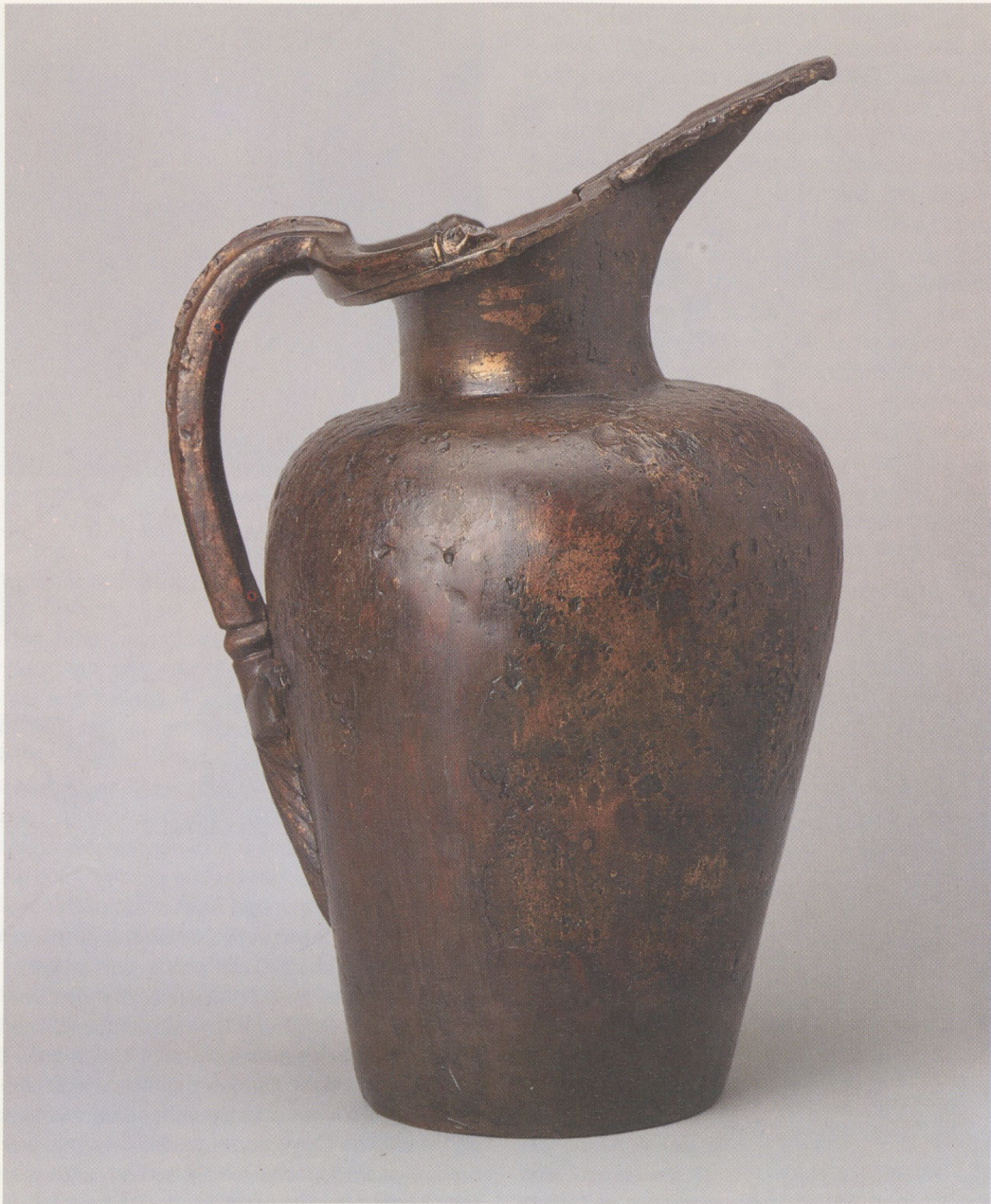


Abb. 65. Etruskische Schnabelkanne aus einem Grabhügel nahe der Fasanerie bei Wiesbaden.

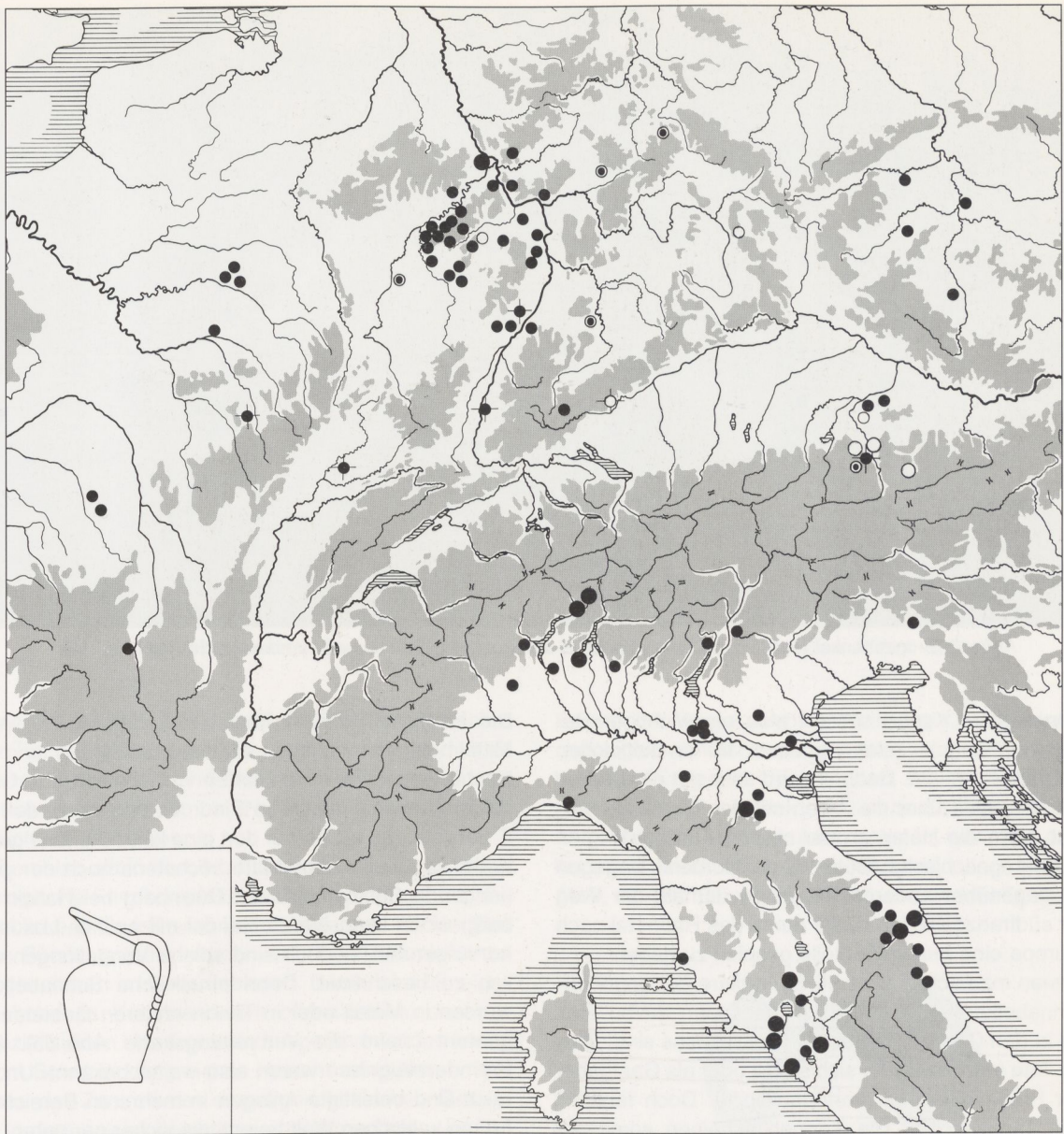


Abb. 66. Verbreitung der Schnabelkannen.

Gefüllte Kreise: etruskische Bronzekannen; Punktkreise: keltische Bronzekannen; Kreise: Tonkannen aus dem Gebiet nördlich der Alpen; Kreise mit Kreuz: sicher bereits in die Hallstattzeit zu datierende Funde. Große Signaturen: mehrere Exemplare.



Abb. 67. Bronzehenkel eines etruskischen Beckens aus Borsdorf, Oberhessen. Vorderansicht (vgl. Abb. 68).

Eine etruskische Kanne scheint also ein wichtiger Bestandteil der Regelausstattung eines frühen keltischen Fürstengrabes zu sein. Dadurch wird sehr gut die Bedeutung der Kontakte über die Alpen mit den Etruskern verdeutlicht. Über die Häfen an der oberen Adria gelangten auch direkt griechische Güter nach Norden. Dagegen scheint gegenüber anderen Zeitstufen damals der Weg von der südfranzösischen Küste durch das Rhônetal nach Mitteleuropa eine geringere Rolle gespielt zu haben.

Wir kennen inzwischen über 50 Exemplare der importierten Schnabelkannen. Gewöhnlich geht man davon aus, daß sie in den Gräbern Teil eines Trinkservices sind, über das der Tote im Jenseits für sich selbst oder als Gastgeber anderer Hingeschiedener verfügen sollte. Doch fehlt oft weiteres Trinkgeschirr. Die Kannen scheinen somit nur das wichtigste Symbol für einen ganzen Vorstellungskreis zu sein, der zu dem Grabritual einer Person von Rang gehörte.

Die Häufigkeit solcher importierter Kannen im weiteren Mittelrheingebiet – auch andere griechische und etruskische Gegenstände stammen vornehmlich aus Gräbern dieser Region – mag den Eindruck erwecken, daß es im 5. Jahrhundert v. Chr. nur dort eine keltische Elite gegeben habe. Darüber hinaus hätte höchstens noch der gewinnbringende Salzbergbau am Dürrnberg bei Hallein (Salzburg) einen intensiveren Handel mit antiken Luxusgütern hervorgerufen. Jedoch sind solche Vorstellungen sicherlich zu beschränkt. Denn etruskische Schnabelkannen wurden in Metall oder in Ton in anderen Gebieten nachgeahmt (siehe die Verbreitungskarte Abb. 66). Solche Fremderzeugnisse waren also weiter bekannt. Und zahlreich sind befestigte Anlagen in mehreren Bereichen der frühen keltischen Welt belegt, die sicher nur unter Leitung kraftvoller Führer angelegt sein konnten. Die Elite, die wir in den Fürstengräbern des Rheingebiets erkennen, wurde also nach einem bestimmten Ritus bestattet, zu dem u. a.



Abb. 68. Bronzehenkel eines etruskischen Beckens aus Borsdorf, Oberhessen. Rückansicht (vgl. Abb. 67).

Gold und aufwendiges Trinkgeschirr gehörten. Das Fehlen solcher Totenbeigaben heißt aber nicht unbedingt, daß es in anderen Regionen keine ähnliche soziale Schichtung der Bevölkerung gegeben hat. Nur ist sie für den Archäologen nicht so klar faßbar.

Wir haben also allein dort, wo besonders aussagekräftige archäologische Fundkomplexe zur Verfügung stehen, tiefere Einblicke in die früheren Zeitverhältnisse. An dem Gut aus den Fürstengräbern können wir lebhaft Kontakte zu den Hochkulturen im Süden ablesen. Dabei wird ein eigenes, gehobenes Kunsthandwerk offensichtlich, das nur von spezialisierten Handwerkern ausgeführt werden konnte, die im Schatten der „reichen Herren“ arbeiteten.

Als eines der Zentren der damaligen keltischen Gesellschaft, in dem solche Aktivitäten zusammenliefen, ist der Glauberg anzusehen. Analog zu unserem Begriff Fürstengräber könnte man von einem frühkeltischen Fürstensitz sprechen.

Es war der Vorgeschichtler Wolfgang Kimmig, der im Archäologischen Korrespondenzblatt von 1990 den Glauberg als Fürstensitz deutete (Abb. 52). Er stellte dafür erneut ein altes Fundstück zur Diskussion: In Borsdorf, etwa 13 km nördlich vom Glauberg gelegen, war 1855 der Henkel eines etruskischen Bronzebeckens zutage gekommen (Abb. 67–68). Beim Pflügen soll er aus dem Boden geris-



Abb. 69. Eine heute verschollene bronzene Doppelvogelkopffibula aus Borsdorf, Oberhessen.



70



71

Abb. 70–71. Unfertiger Schmuckteil eines Bronzehalsringes vom Südhang des Glauberges, Oberhessen (vgl. *Abb. 72–73*).
Abrollung 1 und 2 von der einen Seite und von unten.

sen worden sein. Vermutlich hatte man ein altes Grab angeschnitten. Das Stück wurde alsbald von dem Leiter des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz untersucht und abgeformt. Doch begegneten andere dem Henkel mit einem gewissen Mißtrauen. Es handelte sich ja nicht um eine der wohlbekannteren Kannen, sondern um ein auch heute noch in Mitteleuropa fast singuläres Fundstück. Konnte es nicht vielleicht von einem Kunsthändler aus Italien nach Deutschland gebracht worden sein, und der Fundort „Borsdorf“ wurde nur untergeschoben, um seinen Wert zu steigern?

Dagegen kam Kimmig nach eingehendem Studium der

Aufzeichnungen in Mainz zu dem Schluß, daß man den Fundort zu Unrecht anzweifele. Und zur Bestätigung, daß es aus Borsdorf wirklich Zeugnisse aus frühkeltischer Zeit gab, konnte er von dort als ein weiteres Fundstück eine für die Zeitstufe typische Doppelvogelkopffibel vorstellen, die das Mainzer Inventar nachwies (*Abb. 69*).

Der genannte Henkel ist an das Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. zu datieren, er bildet also noch einen relativ späten Beleg des etruskischen Importstroms der Phase Latène A. Bei diesem Importstück dürfte es sich um den einzigen erhaltenen Nachweis eines nicht richtig erkannten Fürstengrabes handeln. Diese Bestattung brachte Kimmig mit



72



73

Abb. 72–73. Unfertiger Schmuckteil eines Bronzehalsringes vom Südhang des Glauberges, Oberhessen (vgl. Abb. 70–71).
Abrollung 3 und 4 von der anderen Seite und von oben.

dem nicht zu fernen Glauberg in Verbindung, den er nun entsprechend als den zugehörigen Fürstensitz ansah. Genannt sei noch ein anderer, ganz außergewöhnlicher Gegenstand vom Glauberg, der um 1906 bei der Flurbereinigung entdeckt und in das Museum Friedberg gelangt war. Es handelt sich um den noch unfertigen Zierteil eines Bronzehalsringes (Abb. 70–73). An den Enden, wo er mit dem zu ergänzenden Ringteil verzapft werden sollte, fehlt die Ausarbeitung. Die Oberfläche ist relativ grob belassen. Und die Gußnähte dieses Zierstücks aus einem „Zwei Schalen-Guß“ sind schlecht abgearbeitet. Dargestellt sind drei Janusköpfe. Um den mittleren dräuen

die aufgerissenen Rachen zweier (in umgekehrter Richtung angeordneter) Löwen. Diese Tiere wirken in der frühen keltischen Kunst ganz fremd. Charakteristisch ist besonders ihre gestufte Mähne und die Art, wie ihre Körper mit dem Ring verschmelzen. Schon der Archäologe Paul Jacobsthal, der vor Ende des Zweiten Weltkrieges sein bis heute grundlegendes Werk über die frühe keltische Kunst herausbrachte, sah zu diesen Löwen persische Parallelen. Könnte man annehmen, daß direkt aus dem Perserreich in die keltische Welt nach Mitteleuropa ein kostbarer Ring mit Löwenenden als ein „diplomatisches Geschenk“ gelangt war, der dann einheimische Künstler zu Nachahmun-



Abb. 74. Bronzene Gürtelschließe aus Stupava in der Westslowakei (vgl. Abb. 75).

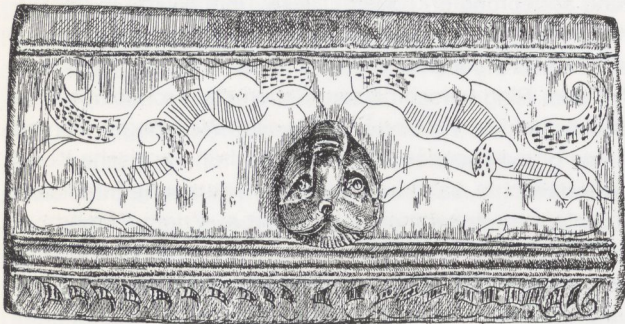


Abb. 75. Bronzene Gürtelschließe aus Stupava in der Westslowakei. Zeichnerische Ansicht in umgekehrter Richtung zur Verdeutlichung der eingeritzten Löwenbilder (vgl. Abb. 74).



Abb. 76. Bronzener Gürtelhaken aus Ossarn in Niederösterreich.

gen reizte? Wenn man sich etwa an die Gabenbringer auf den Reliefs am Palast der persischen Hauptstadt Persepolis erinnert, oder – schon diesseits des Hellespont – an ein Gastmahl des Thrakerfürsten Seuthes denkt (Xenophon, Anabasis VII 26ff.), dem, wie es Sitte war, kostbare Geschenke überreicht wurden, dann scheint das Geben und Nehmen von Prestigegütern in früherer Zeit eine überaus wichtige Rolle gespielt zu haben.

Für solche wahrscheinlich weit in den Osten führenden Beziehungen der keltischen Welt bildet dieser Ring vom Glauberg den klarsten Beleg. Doch wenn man auf diese Weise auch die Darstellungen der fremdartigen Löwen erklären möchte, so entspricht das ganze Thema des Zierstücks – die Bedrohung der „Menschen(-köpfe)“ durch zwei wilde Tiere – keltischen Vorstellungen. Zum Vergleich

sei ein bronzener Gürtelhaken aus Stupava in der Westslowakei abgebildet (Abb. 74), auf dem plastisch hervorgehoben ein menschliches Haupt erscheint, flankiert von zwei eingeritzten und ebenfalls umgekehrt wiedergegebenen geflügelten Fabelwesen, die man als deutlich keltische Umsetzung von Löwenbildern ansehen mag (zur Verdeutlichung siehe Abb. 75).

Das Ringfragment wurde nicht innerhalb der Befestigung, sondern davor am Südhang des Glaubergs gefunden. Es ist zu vermuten, daß es aus einer Bronzegießerei in einer Außensiedlung stammt. Auch nach anderen Befunden kann man eine ausgedehnte Außensiedlung annehmen, die allerdings noch einer Erforschung harret. Für Größe und Rang des Glaubergkomplexes dürfte aber der singuläre Fund ein wichtiges Indiz bilden.

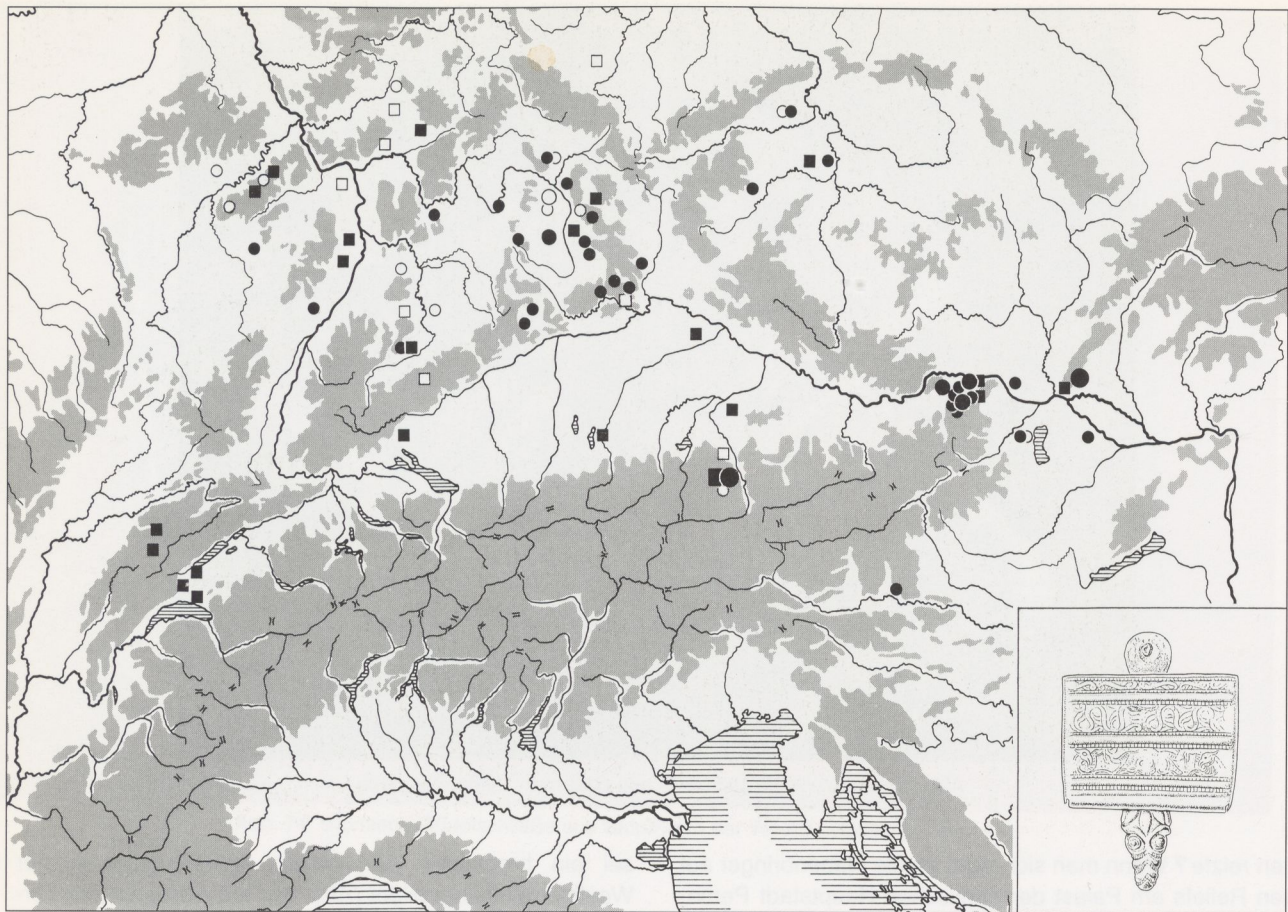


Abb. 77. Verbreitung der Gürtelhaken mit kästchenförmigem Beschläg.

Quadrate: Exemplare aus Bronze; Kreise: eiserne Exemplare. Offene Signaturen: Varianten; größere Signaturen: mehrere Funde.

Ein helles Licht auf die Bedeutung des Glaubergs in frühkeltischer Zeit werfen aber erst die Fürstengräber von 1994 (Abb. 47) und 1995 (Abb. 50). Die beiden Anlagen wurden bereits auf Seite 33ff. vorgestellt. Wegen der erst zum Teil erfolgten Freipräparierung sollen hier die wichtigsten Stücke aus den beiden Inventaren nur summarisch aufgeführt werden. Lediglich auf die Kanne und auf den Halsring aus Grab 1 wird näher eingegangen.

Die zwei Toten sind mit Waffen ausgerüstet. Beide besitzen eiserne Schwerter, wie sie erwachsene Krieger führen. Die Ortbänder, d. h. die Verklammerungen am unteren Scheidenende, bestehen aus Bronze und sind mit Korallen eingelegt. Auch die Vorderseite der Schwertscheide aus Grab 1 besteht aus Bronzeblech. Zu dieser Bestattung gehören ferner zwei Eisenlanzen und vermutlich ein Schild mit eisernem Randbeschlag.

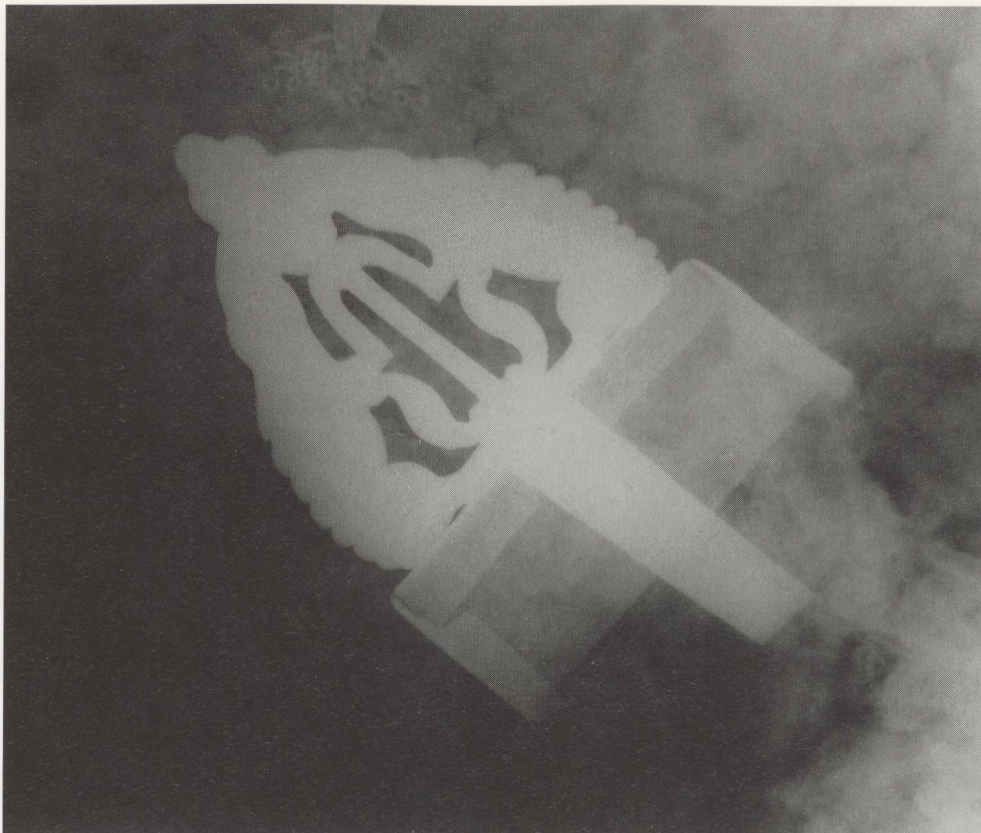


Abb. 78. Gürtelhaken aus Fürstengrab 2 vom Glauberg.

Die Kelten trugen die Schwerter nicht an einem Schultergurt, sondern rechts am Gürtel. Mehrere bronzene Hohlringe, die zur Befestigung der Schwerter dienten, sind in beiden Gräbern auf den Röntgenaufnahmen erkennbar. Die Gürtel wurden durch große Bronzehaken geschlossen. Derjenige aus Grab 1 hat ein kästchenförmiges Beschlag (Abb. 47,6). Wie dieser im einzelnen verziert ist, läßt sich noch nicht sagen. Um deutlich zu machen, wie das Stück aussehen dürfte, sei ein wohl entsprechendes Exemplar mit plastischem und eingeritzten Dekor aus Ossarn in Niederösterreich abgebildet (Abb. 76). Solche Haken sind in der Fürstengraberregion relativ selten belegt,

wo andere Formen vorherrschen. Die kästchenförmigen begegnen dagegen, wie ein Blick auf die Verbreitungskarte Abb. 77 zeigt, häufig im Osten.

Eine große Überraschung bildet der Gürtelverschluß aus der zweiten Grabanlage (Abb. 78). Oberhalb von einem schmalen Kästchenbeschlag sind zwei aufgerichtete Tiere wiedergegeben. Handelt es sich um Schweine, die bei den Kelten eine wichtige Rolle spielten? Oder sind Raubtiere gemeint? Man kann nur gespannt sein, wie durch sie die figürlichen Darstellungen der Frühlatènezeit vermehrt werden. Eine genauere Ansprache wird erst nach der endgültigen Freilegung möglich sein.

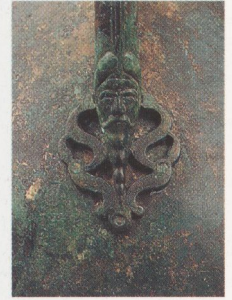
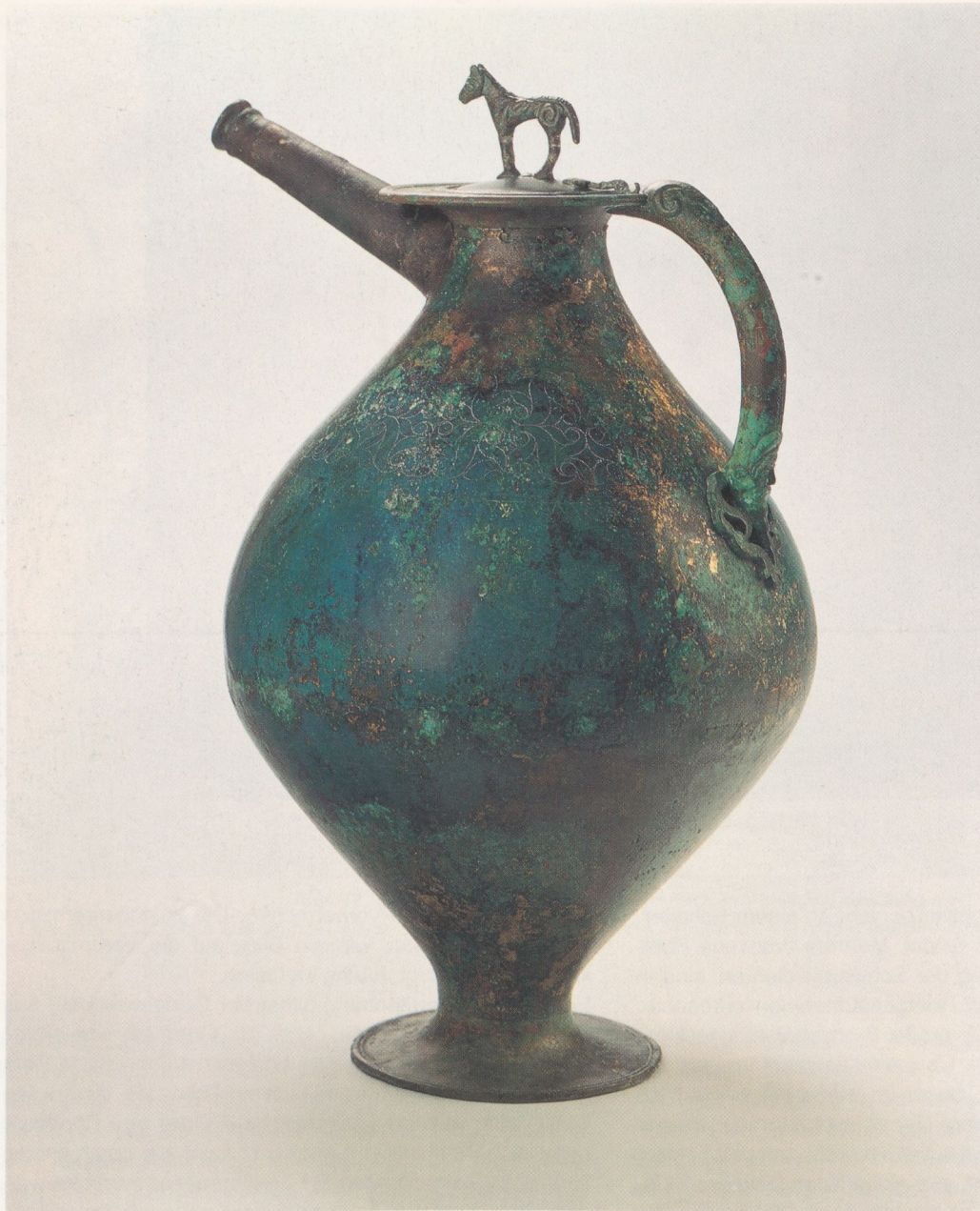


Abb. 79. Bronzene Röhrenkanne aus Waldalgesheim, Kr. Kreuznach.

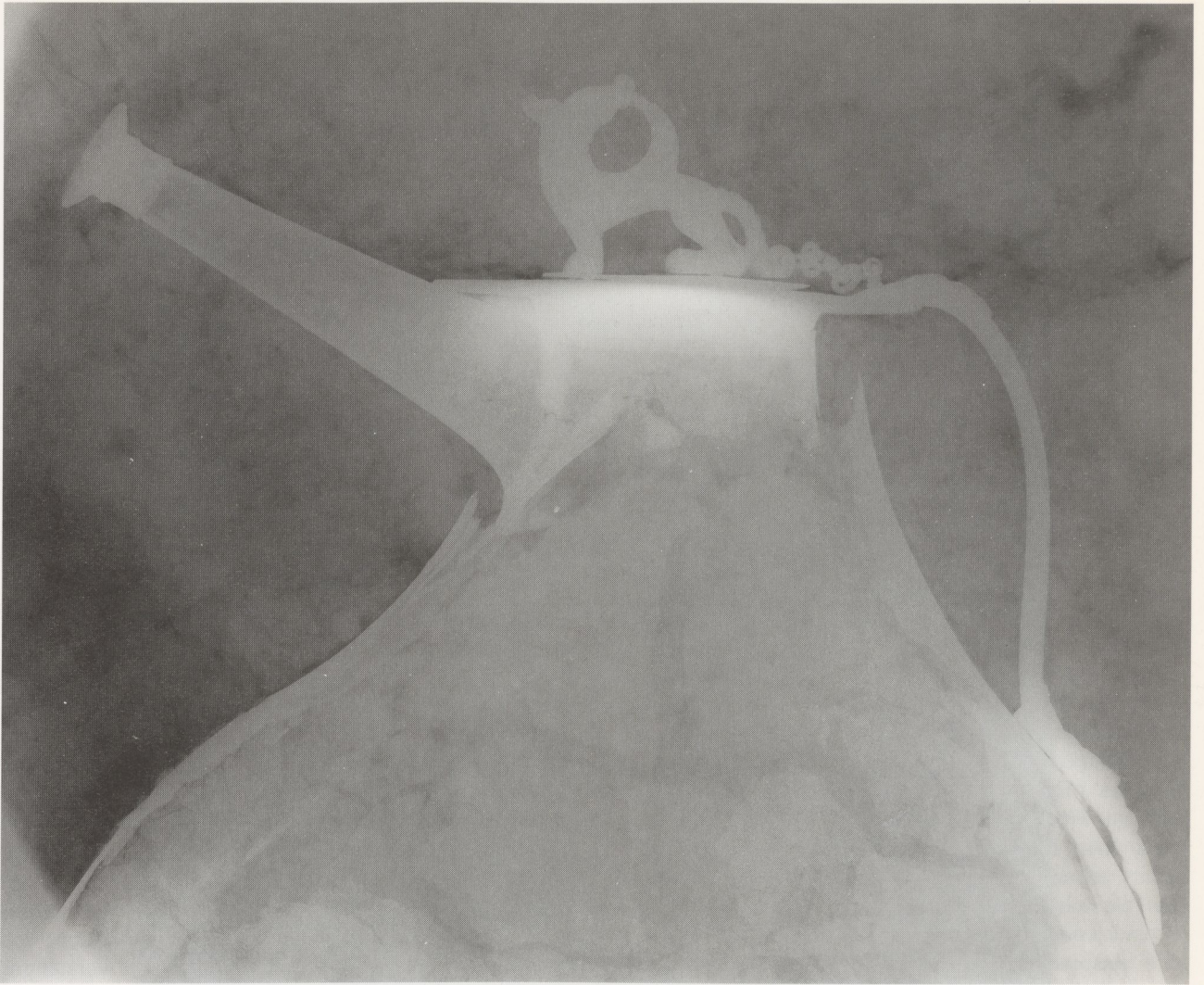


Abb. 80. Raubtier vom Deckel der Röhrenkanne aus Fürstengrab 2 vom Glauberg.

Grab 2 enthält ferner eine für die Fürstengräber – wie oben geschildert – fast obligate Bronzekanne, in diesem Falle jedoch eine einheimische Röhrenkanne (Abb. 50,1). Es gibt dazu einige, insgesamt aber wenige Parallelen. Solche Gefäße wurden ebenfalls in Ton nachgeahmt

(Abb. 119). Um einen Begriff von der ganzen Form zu bekommen, sei hier ein ähnliches Exemplar aus Waldalgesheim, Kr. Kreuznach, wiedergegeben (Abb. 79), dessen Körper über und über mit Ornamenten versehen ist. Die untere Attasche – d.h. die Befestigung des Henkels an der



Abb. 81. Bronzene Tierfibel aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.

Wandung – wird von einem bärtigen Kopf gebildet. Der Deckel trägt ein stark stilisiertes Pferd.

Auch die entsprechende Glaubergkanne hat eine Gesichtstasche und auf ihrem Deckel, mit einem kleinen Kettchen gesichert, steht ein Fabelwesen, ein geflügeltes Raubtier mit Pferde(?) -Kopf (Abb. 80). Eine wohl ganz ähnliche Figur bildet den Bügel der Fibel (Abb. 81), die zusammen mit zwei Vogelkopf(?) -Fibeln – geöffnet – rechts neben dem Toten in Grab 1 zu erkennen ist. War hier ein zusätzliches Gewand abgelegt, zu dem dieser Schmuck gehörte? Über der Spirale dieser Fibel sind weitere entsprechende Phantasiegeschöpfe als heraldische Gruppe angebracht. Erinnert fühlt man sich dabei an die bekannte Fibel von Parsberg in der Oberpfalz (Abb. 82). Sie ist mit zwei Köpfen verziert, und über der Spirale sind ebenfalls in Wappenform zwei Greifen wiedergegeben. Wie weit über den Stil dieser Darstellungen das Grab 1 mit dem zweiten Grab in enge Verbindung gebracht werden kann, muß allerdings abgewartet werden.

Freigelegt und schon teilweise restauriert ist aber die

Kanne aus dem ersten Grab, die uns hier besonders beschäftigen soll (Abb. 83). Soweit absehbar gibt es keine weiteren Gefäße für Speisen oder Getränke. Bei dieser Kanne handelt es sich um die Nachahmung einer etruskischen Schnabelkanne (wie Abb. 65). Mit ihrer Höhe von etwa 50 cm übertrifft sie ihre Vorbilder. Daß die keltischen Künstler allerdings über ein ganz anderes Stilempfinden verfügten, zeigt bereits der überlängte und dynamisch geformte Gefäßkörper, an den der Henkel extrem hoch ansetzt. Dieses noch immer durch Binden zusammengehaltene Gefäß ähnelt am meisten einer Kanne vom Dürrnberg bei Hallein, die hier zum besseren Verständnis gezeigt sei (Abb. 84). Beide kommen sich nicht nur in den Proportionen nahe, sondern auf ihren Körpern sind in ähnlicher Weise plastische Zungen herausgetrieben, die unten in Dreiblattpalmetten enden. Statt des starken, gegossenen Henkels der Dürrnbergkanne ist derjenige des Exemplars vom Glauberg aber sehr dünn mit drei aufgelegten Rippen aus Blech. Die untere Tasche besteht lediglich aus einem kleinen Kopf, durch dessen Kinn ein Niet



Abb. 82. Bronzene Maskenfibel von Parsberg, Oberpfalz.



Abb. 83. Bronzene Schnabelkanne aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.



Abb. 84. Bronzene Schnabelkanne vom Dürrnberg bei Hallein.



Abb. 85. Die Henkelattasche der Schnabelkanne vom Glauberg im Röntgenbild (vgl. Abb. 86).



Abb. 86. Die Henkelattasche der Schnabelkanne vom Glauberg im Restaurierungszustand (vgl. Abb. 85).

getrieben ist (Abb. 85–86). Sie sitzt auf einer mit vielen kleinen Nieten befestigten herzförmigen Platte, die eine große Attasche vortäuscht. Darauf sind in feiner Gravierung Leiern und Palmetten zu erahnen.

Auch die Arme des Henkels, die eine feste Verbindung mit dem Mündungsrand schaffen sollten, haben in diesem Falle – entgegen anderen Kannen – keine Funktion. Denn lediglich der eine Arm und die Basis der Mittelfigur sind mit dem Henkel verbunden, die andere Verlängerung nach

der Seite ist nur angestückt. Das ganze Gefäß wirkt somit äußerst instabil. Gefüllt würde man es, selbst mit einem unterstützenden Griff unten an den Kannenkörper, kaum zum Ausschanken benutzen können. Es sieht so aus, als ob dieses kostbare Prestigeobjekt nicht für den Gebrauch, sondern eigens zur Erfüllung des Totenrituals geschaffen wurde.

Die Schnabelpartie der Mündungsplatte schmücken ebenfalls Gravierungen (Abb. 87). Wiedergegeben ist hier ein

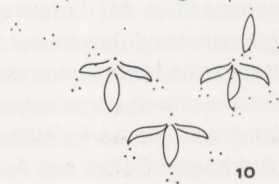
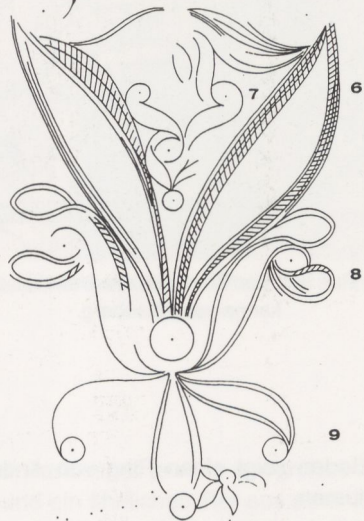
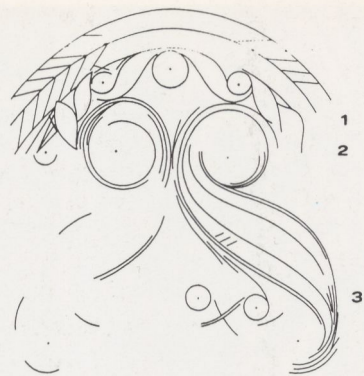


Abb. 87. Ansicht einer Schnabelpartie der Schnabelkanne vom Glauberg.

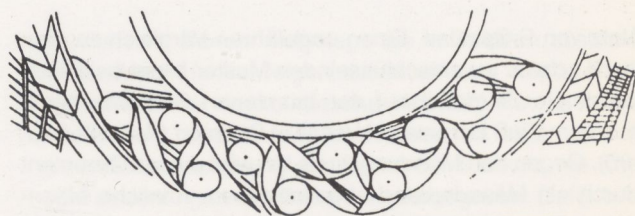


Abb. 88. Verzierung einer keltischen Schwertscheide aus dem Fluß Lužnice in Böhmen (links); Detail der Zierzone 4/5 (oben).



Abb. 89. Das eine eingeritzte Tier am Schnabel unterhalb der Mündung der Schnabelkanne vom Glauberg.

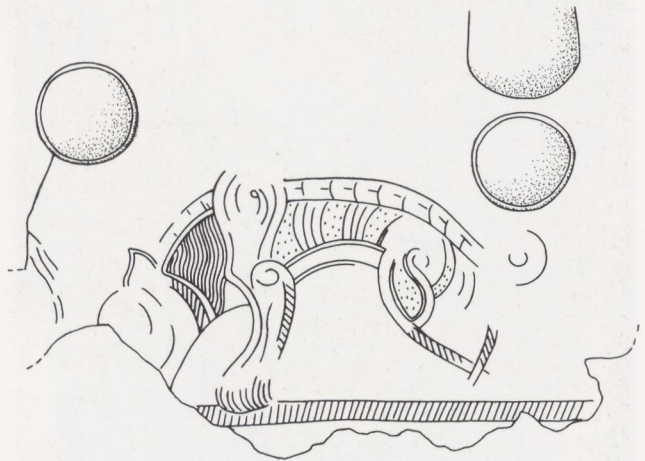


Abb. 90. Ein Tier aus der Zierzone am Unterteil der Schnabelkanne vom Glauberg.

Netz von S-Spiralen. Einen ungefähren Vergleich zu dem noch schwer zu entschlüsselnden Muster bildet beispielsweise ein Zierdetail auf der bronzenen Schwertscheide aus dem Fluß Lužnice bei Veselý in Böhmen (Abb. 88, bes. 4/5). Gegen den Mündungskreis hin wird dieses Ornament durch ein Mäanderband abgeschlossen. Ähnliche Mäander, z. T. nur einzelne Haken, die mit Kreuzblumen abwechseln, finden sich auch an anderen Stellen der Kanne.

Sogar der Boden zeigt einen Ring von Andreaskreuzen und Kreuzblumen.

Mäander sind nur vereinzelt in der Fürstengräberregion belegt. Häufiger begegnen sie dagegen auf Werken aus Böhmen, vom Dürrenberg, aus Niederösterreich oder auch aus Sopron an der österreichisch-ungarischen Grenze. Neben solchen Ornamenten gibt es figürliche Gravierungen auf der Kanne. Auf beiden Seiten des Ausgusses un-



Abb. 91. Plastischer Schmuck vom Rand der Schnabelkanne vom Glauberg.

terhalb des Randes ist jeweils ein großes Tier eingeritzt (Abb. 89), und ein ähnliches Tier aus einer längeren Figurenfolge ist bereits auf dem erst teilweise rekonstruierten unteren Kannenteil zu erkennen (Abb. 90).

Genauer soll der plastische Schmuck der Kanne (Abb. 93; 98–99) betrachtet werden, der infolge der fortgeschrittenen Restaurierung bereits klar faßbar ist. Auf dem kreisförmigen Teil der Mündungsplatte zum Schnabel hin sind

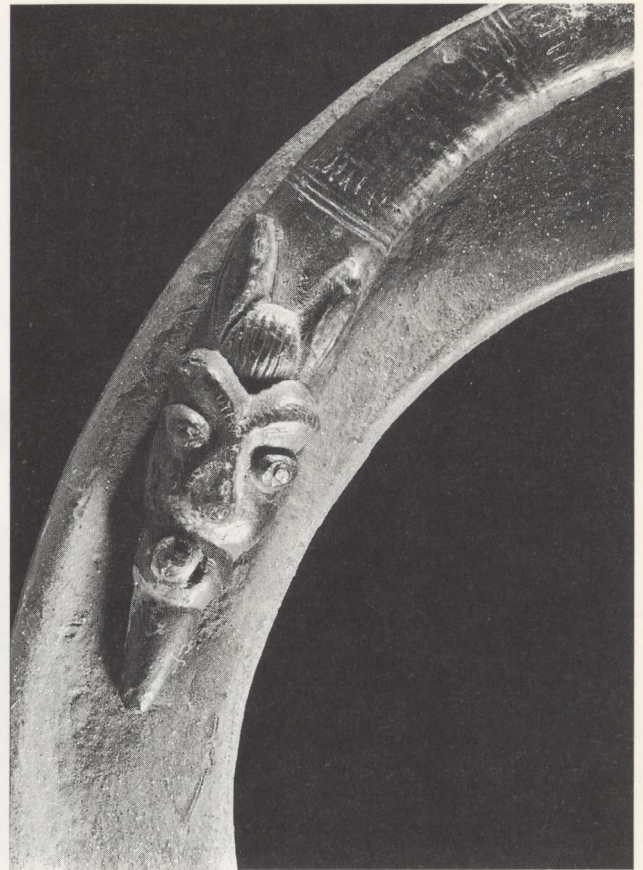


Abb. 92. Ein Henkelarm der keltischen Bronzekanne aus Borsch, Wartburgkreis. (Im Mund des Kopfes ein moderner loser Nagel).

jeweils zwei Bänder aufgelegt, die in Spiralen auslaufen. In Richtung Henkel folgen zunächst zwei Köpfe ähnlich demjenigen der Henkelatlasche (Abb. 91). Auch auf anderen Kannen, etruskischen und keltischen, sind oft in vergleichbarer Anordnung als Enden der Henkelarme Köpfe oder andere figürliche Details wiedergegeben. Dafür bildet die Kanne von der Borscher Aue nahe Eisenach einen guten Beleg (Abb. 92).



Abb. 93. Die Figurengruppe mit männlicher Mittelfigur und zwei rückblickenden Sphingen sowie weiterer plastischer Schmuck vom Rand der Schnabelkanne vom Glauberg.

Zwei sitzende Tierfiguren schließen sich an (Abb. 94–95). Im ersten Augenblick möchte man an Löwen denken wie auf der etruskischen Schnabelkanne aus Schwarzenbach im Saarland (Abb. 96). Doch haben sie Menschenköpfe – man muß also von Sphingen sprechen –, die zurück auf die Gestalt in der Mündungsmitte blicken. Ähnliche Zwitter mit Raubtierkörper und Menschenkopf begegnen mehrfach auf keltischen Werken (z. B. Abb. 63 und Abb. 97). In unserem Falle stimmen die Gesichter mit der übertriebenen Betonung von Augen, Augenbrauen oder Nase mit denen überein, die wir schon an der Kanne kennengelernt

haben. Nur die spitzen Tierohren fehlen. Typisch ist ferner die Formgebung der Körper, die dekorativ in einzelne unterschiedlich akzentuierte Flächen aufgegliedert sind. Die Schenkel werden, wie so häufig, durch Spiralen verfremdet. Es sind magische Geschöpfe – weit entfernt von einer uns geläufigen Natürlichkeit.

Auffällig sind die Klauen, die Löwenpranken ersetzen (Abb. 95). Und als ein bestimmtes Zeichen sind die Spiralen über den Köpfen zu werten (Abb. 94). Einen ähnlichen Schwung zeigen die S-Spiralen über dem mittleren Kopf des Weiskirchener Gürtelhakens (Abb. 63). Weitere Paral-



Abb. 94. Eine Sphinx vom Rand der Schnabelkanne vom Glauberg, Ansicht von innen (vgl. Abb. 95).



Abb. 95. Eine Sphinx vom Rand der Schnabelkanne vom Glauberg, Ansicht von außen (vgl. Abb. 94).

lelen ließen sich anschließen. Von den Köpfen der Sphingen dieses Hakens löst sich jeweils eine einzelne Ranke. Auf anderen Werken wächst aus den Häuption, die wohl das Zentrum der Lebenskraft repräsentieren, eine ganze Pflanze hervor. Der Fingerring von Rodenbach (Abb. 62) mag das belegen.

Ein weiteres, besonderes Symbol sind zwei große Blätter, die häufig Köpfe bekrönen (vgl. z. B. Abb. 79 rechts und Abb. 106). Ganz klar wird dabei, daß dieses nur an bestimmte Erscheinungen gebunden ist. Solche Blattkronen zeigen Köpfe von Kannenhenkeln, von Beschlägen, Gür-

telhaken oder Schwertgriffen. Auf den so zahlreichen Maskenfibern kommt das Motiv aber – bis auf eine Ausnahme – nicht vor. Die für diese Schmuckstücke gewählten Darstellungen müssen also eine andere Bedeutung gehabt haben. Doch läßt sich wegen der erst viel später einsetzenden, spärlichen schriftlichen Nachrichten nur in Umrissen erahnen, was die vielen Wesen, die die so reiche Vorstellungswelt der Kelten bevölkerten, ausdrücken sollen.

Von besonderem Interesse ist die Mittelfigur auf der Kannenmündung (Abb. 98–103). Es handelt sich um einen



Abb. 96. Etruskische Bronzekanne aus dem zweiten Fürstengrab von Schwarzenbach, Saarland.



Abb. 97. Eine heute verschollene Bronzefibel aus Langenlonsheim bei Bingen.



98



99

Abb. 98–99. Die Figurengruppe vom Rand der Schnabelkanne vom Glauberg.



Abb. 100. Die Mittelfigur der Schnabelkanne vom Glauberg.

jungen, noch bartlosen Mann im sog. Schneidersitz. Die Gestalt wirkt völlig ruhig, in Gedanken verloren. Alle ihre Details sind weniger übersteigert als bei den anderen Wiedergaben. Er muß etwas anderes repräsentieren.

Der Mann trägt einen Kompositpanzer, wie man ihn vom 6. Jahrhundert v. Chr. an in der antiken Welt antrifft. Die Nackenpartie steht am Halsansatz hoch (Abb. 102–103), die Schulterstücke, die ein Verrutschen der Wehr verhindern sollen, sind auf der Brust über Kreuz befestigt (Abb. 100–101). Letzteres ist bei Griechen oder Etruskern weniger üblich, wo die Schulterteile, die *Epomides*, meistens in etwa parallel nach vorne gezogen sind. Unten sind die herabhängenden Lederstreifen, die *Pteriges*, deutlich angegeben. Solche Panzer aus mehreren Lagen Leinen oder aus Leder, oft noch mit Metallplättchen besetzt, lösen im Mittelmeerraum als eine leichtere Wehr die älteren, aus zwei Bronzeschalen bestehenden Glockenpanzer ab. Wie ein solcher Kompositpanzer angelegt wurde, mag ein griechisches Vasenbild der Zeit um 500 v. Chr. aus den Münchner Antikensammlungen verdeutlichen, das die Waffnung eines Jünglings wiedergibt (Abb. 104).

Erstaunlich ist, daß dieser Wandel in der Schutzrüstung sogar in Mitteleuropa ein Echo findet. Unsere verallgemeinernde Vorstellung von barbarischen keltischen Kriegerern – die nach der Schilderung antiker Historiker wie wilde Berserker auch nackt in den Kampf gestürzt sein sollen – mag in einigen Punkten zu revidieren sein. Daß es sich bei unserer Darstellung nicht um das einzige Zeugnis für diese Rüstung nördlich des Alpenkamms handelt, zeigen berittene Krieger auf einer Schwertscheide aus Hallstatt im Salzkammergut (Abb. 105) – eine der seltenen szenischen Darstellungen –, deren von hinten gesehene Panzerung erst durch den Vergleich mit unserem Neufund richtig verständlich wird.

Wie die Rückenaufnahme unserer Figur deutlich macht (Abb. 103), war der Panzer mit Mäandern verziert. Unter ihm schaut ein Gewand mit halblangen Ärmeln hervor. Von hinten ist auch die kurze Hose zu erkennen. Die Füße sind nackt.

Die Haare sind hinten kurz geschnitten. Vorne zieht sich um den Kopf ein Kranz von Buckellöckchen. Man kann an



101

ihnen gut nachvollziehen, wie sie ursprünglich einzeln auf das Wachsmo-
 dell, das zur Vorbereitung der Gußform
 diente, aufgesetzt wurden. Solche Locken, doch viel stärker
 schematisiert, gibt es in der keltischen Kunst nur noch
 einmal auf einem Goldbesatz aus Schwarzenbach im
 Saarland (Abb. 106). Diese Haarwiedergabe kennen wir
 aus dem Mittelmeergebiet von spätar-
 chaischen Werken des späten 6. Jahrhunderts v. Chr. und von solchen aus
 der Zeit des Strengen Stils etwa aus dem ersten Drittel
 des 5. Jahrhunderts v. Chr. Für den Strengen Stil ist auch
 der kurze Haarschnitt typisch. Es ist nicht auszuschließen,



102



103

Abb. 101–103. Die Mittelfigur der Schnabelkanne vom Glauberg in verschiedenen Ansichten.

daß es speziell in Etrurien auch noch etwas jüngere Zeugnisse für die Frisur gibt; doch werden um die Mitte des Jahrhunderts die Haare natürlicher dargestellt. Wir bekommen also durch unsere Überlegungen einen Anhaltspunkt dafür, daß die antiken Wurzeln keltischer Kunstschöpfungen in einen frühen Abschnitt des 5. Jahrhunderts v. Chr. zurückreichen, der somit den Zeitraum wesentlicher Kontakte belegt. Das heißt natürlich nicht, daß die Kanne schon damals gemacht wurde und die Grab-

legung bald danach zu datieren wäre. Wir können durchaus mit einer längeren Tradierung von Motiven rechnen. Wichtiger ist aber, daß wir für die Entstehungszeit der keltischen Kunst einen Anhalt gewinnen.

Ohne Vergleiche aus so früher Zeit ist das Sitzschema der Figur. Handelt es sich um einen einfachen Krieger, weil er auf dem Boden kauert? Müßte er nicht, wenn es sich bei ihm um einen Heros oder Gott handeln sollte, auf einem Thron sitzen? Diese Erwartung ist sicher verkehrt. Die



Abb. 104. Jüngling, der sich mit einem Kompositpanzer waffnet, von einer Amphore des griechischen Vasenmalers Euthymides der Zeit um 500 v. Chr. in den Staatlichen Antikensammlungen München.



Abb. 105. „Eine Abteilung keltischer Reiter“ auf einer bronzenen Schwertscheide aus Hallstatt, Salzkammergut.



Abb. 106. Goldener Trinkhornbesatz aus dem einen Fürstengrab von Schwarzenbach, Saarland.

Kelten, wie auch viele andere Völker, kannten nicht das aufwendigere Wohnen wie die Menschen in der antiken Welt. Schon aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. haben wir die Nachricht des griechischen Historikers Polybios (II 19,9) über die nach Italien eingedrungenen Keltenscharen, daß sie in Häusern „ohne Einrichtung“ (Möbel) lebten. Und Athenaios (IV 36), Diodor (V 28,4) und Strabon (IV 4,3), die alle auf die verlorenen Werke des Poseidonios aus dem Beginn bzw. der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. zurückgehen, berichten später, daß sie auch beim festlichen Mahle auf der Erde säßen.

Aus der heutigen Provence, wo es im 3.–2. Jahrhundert v. Chr. eine aus Kelten und Ligurern gemischte Bevölkerung gab, kennen wir steinerne Bildwerke wohl von Heroen. Sie sind ebenfalls in Panzer gekleidet und haben ihre Hände auf die abgeschlagenen Köpfe ihrer Feinde gelegt, denn die Kelten waren Kopfjäger (vgl. Diodor V 29; Strabon IV 4,5). Die so Dargestellten hatten sich in der gleichen Haltung wie unsere Figur auf dem Boden niedergelassen. Und zahlreiche keltische Gottheiten, die uns aus jüngerer, frühromischer Zeit überkommen sind, werden in dem gleichen Sitzschema wiedergegeben.

Handelt es sich bei unserer Figur ebenfalls um einen Heros oder um einen Gott? Das ganze Thema, das hier einen Ausdruck findet: eine schöne, in sich ruhende Ge-

stalt zwischen den magischen, furchteinflößenden Sphingen, läßt nur an die Beziehung zwischen übernatürlichen Wesen denken. Bedrohlicher ist die Schilderung auf dem früher gezeigten Ringfragment vom Glauberg (Abb. 70–73), wo das eine der drei Häupter direkt von den Fängen der Löwen umschlossen wird. Demgegenüber weniger spannungsgeladen wirken die Sphingengruppen auf dem Gürtelhaken von Weiskirchen (Abb. 63), die das Gesicht in der Mitte einfassen, oder die Wiedergabe des Motivs auf dem Haken von Stupava (Abb. 74). Wahrscheinlich kann man auch die Darstellung auf dem Henkel der Schnabelkanne vom Dürrnberg (Abb. 84; 107–108) entsprechend interpretieren. Hier stützt ein schreckliches Mischwesen mit Wolfsschwanz und Klauen seinen in den Einzelformen völlig übersteigerten Menschenkopf (Abb. 107) auf ein anderes menschliches Haupt mit harmonischen Zügen. Wie weit die kleinen „Löwen“ mit heraushängender „Zunge“ auf den Henkelarmen unmittelbar dazu gehören, sei offen gelassen. Ferner ist der Kopf an der schon angeführten Röhrenkanne von Waldalgesheim (Abb. 79) ganz ebenmäßig gebildet. Gerahmt wird er von einer leierförmigen Zier, an der, dreht man sie herum, erkennbar wird, daß sie in nach außen blickenden Greifenköpfen ausläuft. Vielleicht ist letztlich sogar die Parsberger Fibel (Abb. 82) anzureihen mit dem ungestalteten Kopf über der Greifengruppe und



Abb. 107. Detailansicht des Henkels der Schnabelkanne vom Dürrnberg (vgl. Abb. 108).



Abb. 108. Henkel der bronzenen Schnabelkanne vom Dürrnberg, Hallein.

dem Menschenhaupt am Fibelfuß. Die Überlegungen sollen hier nicht weitergeführt werden. Doch wird bereits deutlich, daß wir in den Darstellungen Varianten eines Grundthemas finden – eine Gestalt umgeben von bedrohlichen Kräften –, das in der keltischen Vorstellungswelt eine zentrale Rolle gespielt haben muß.

Diese ganze mit mythischen Wesen erfüllte Frühphase des keltischen Kunstschaffens, das die Kanne mit ihrem Schmuck so überreich widerspiegelt, zerfällt schon Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. Zwar bleibt auch auf jüngeren Werken die Darstellung des menschlichen Kopfes bevorzugtes Thema, das jetzt auch weiter im Westen in Frank-

reich und damit im gesamten keltischen Bereich begegnet. Jedoch verlieren sich die verschiedenen Attribute, und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen findet ein vorläufiges Ende. Erst allmählich werden wieder neue Symbole und wechselnde Bilder faßbar.

Wie weit dieser unser Eindruck nur durch die Art der Überlieferung geprägt wird, beispielsweise durch das Verschwinden reicherer Grabausstattungen in mehreren Regionen, oder dadurch, daß bei neuen historischen Konstellationen die allgemeine Kulturentwicklung ihre wichtigsten Impulse in Gebieten mit etwas anderen Traditionen empfing, sind offene Fragen.



Abb. 109. Goldener Filigran-Fingerring aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.

Zum Ende ist noch kurz auf den Goldschmuck einzugehen. Teilweise freigelegt ist neben dem filigranverzierten Fingerring (Abb. 109) nur der Halsreif (Abb. 111–116). Seine Verzierungen scheinen teilweise in Modeln gepreßt zu sein. Doch wird die technische Herstellung erst nach dem Abschluß der Ausgrabung in der Werkstatt richtig erkennbar werden.

Auf der Vorderseite des Schmuckteils ist eine Folge von Köpfen in Seitenansicht zu sehen (Abb. 111–112; 115–116). In der Mitte sind am Ring drei langgezogene, knospenförmige Anhängsel befestigt. Dazwischen gibt es zwei Blechanhänger mit Kreisen und pflanzlichen Ornamenten. Dreht man sie um, kann man aber jeweils zwei heraldische Vögel ausmachen mit großem runden Auge, spitzem Schnabel und blattförmigem Körper (Abb. 112–113). Ein heute verschollener Gürtelhaken, der nur in einer Skizze bekannt ist, aus Entremont bei Aix-en-Provence in Südfrankreich bietet zu dem Motiv einen guten Vergleich (Abb. 110). Von den äußeren Knospenanhängern führen zwei Perldrähte schräg an den Ring heran. In die sich ergebenden Zwickel ist jeweils eine ganze Menschenfigur eingefügt mit übergroßem Kopf – dem Zentrum des Lebens –, etwas vereinfachter wiedergegeben als die Häupter direkt auf dem Reif (Abb. 112 und Abb. 114).

Das Schmuckstück wirkt sehr zerbrechlich. Diente es möglicherweise nur zur Ausstattung des Toten?

Betrachtet man den Ring insgesamt, so fühlt man sich an einen Goldreifen in dem Fürstengrab von Besseringen, Saarland, erinnert (Abb. 117), der allerdings viel stabiler ist. Statt der Anhänger gibt es hier fünf längliche Schmuckelemente und in den länglichen Dreiecken, die Zierbänder seitlich davon abtrennen, sind zwei Vögel dargestellt (Abb. 118).

Ein Reif mit drei länglichen Knospenanhängern umschließt den Hals mehrerer tönerner Röhrenkannen vom Dürrnberg bei Hallein (Abb. 119). Die Gefäße sind also vermenschlicht und werden zu Trägern von Schmuck. Letztlich sind Ketten oder Reifen mit ähnlichen Anhängern aus dem mediterranen Raum herzuleiten.

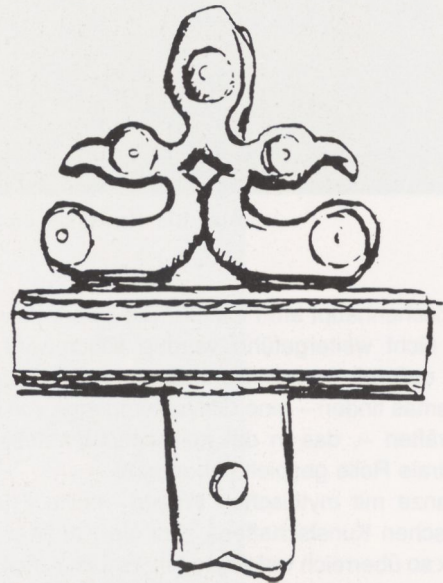


Abb. 110. Gürtelhaken mit der Darstellung zweier Vögel aus Entremont bei Aix-en-Provence; Bronze mit runden Koralleneinlagen. Nach einer älteren Skizze, heute verschollen.



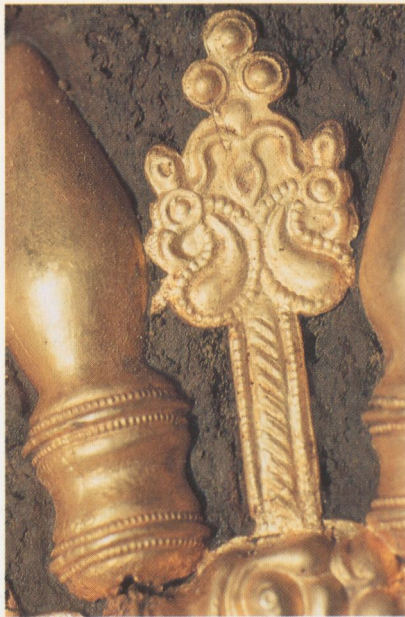
Abb. 111. Goldener Halsreif aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.



Abb. 112. Detail der Zierzone des Halsreifs aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.

Etwas eingehender seien noch die Köpfe auf unserem Halsring besprochen. Auffällig ist, daß sie, was recht selten vorkommt, von der Seite gesehen werden. Doch blickt einen jeweils das Auge mit der Pupille in der Mitte direkt an (Abb. 115–116). Die Häupter sind in einzelne, leicht vorgewölbte Flächen aufgelöst. Dabei wird das einzelne

Gesicht durch einen halbrunden Wulst umfaßt ähnlich der halbkreisförmigen Haarsträhne des Kopfes an der Kanne vom Dürrnberg (Abb. 108). In der Art, wie das ganze aus Teilen zusammengesetzt erscheint, entspricht die Darstellung derjenigen auf dem Fingerring von Rodenbach (Abb. 62). Es ist keine nur primitive, sondern als Kunstmit-



113



114



115



116

Abb. 113–116. Details der Zierzone und des Ringkörpers des Halsreifs aus Fürstengrab 1 vom Glauberg.

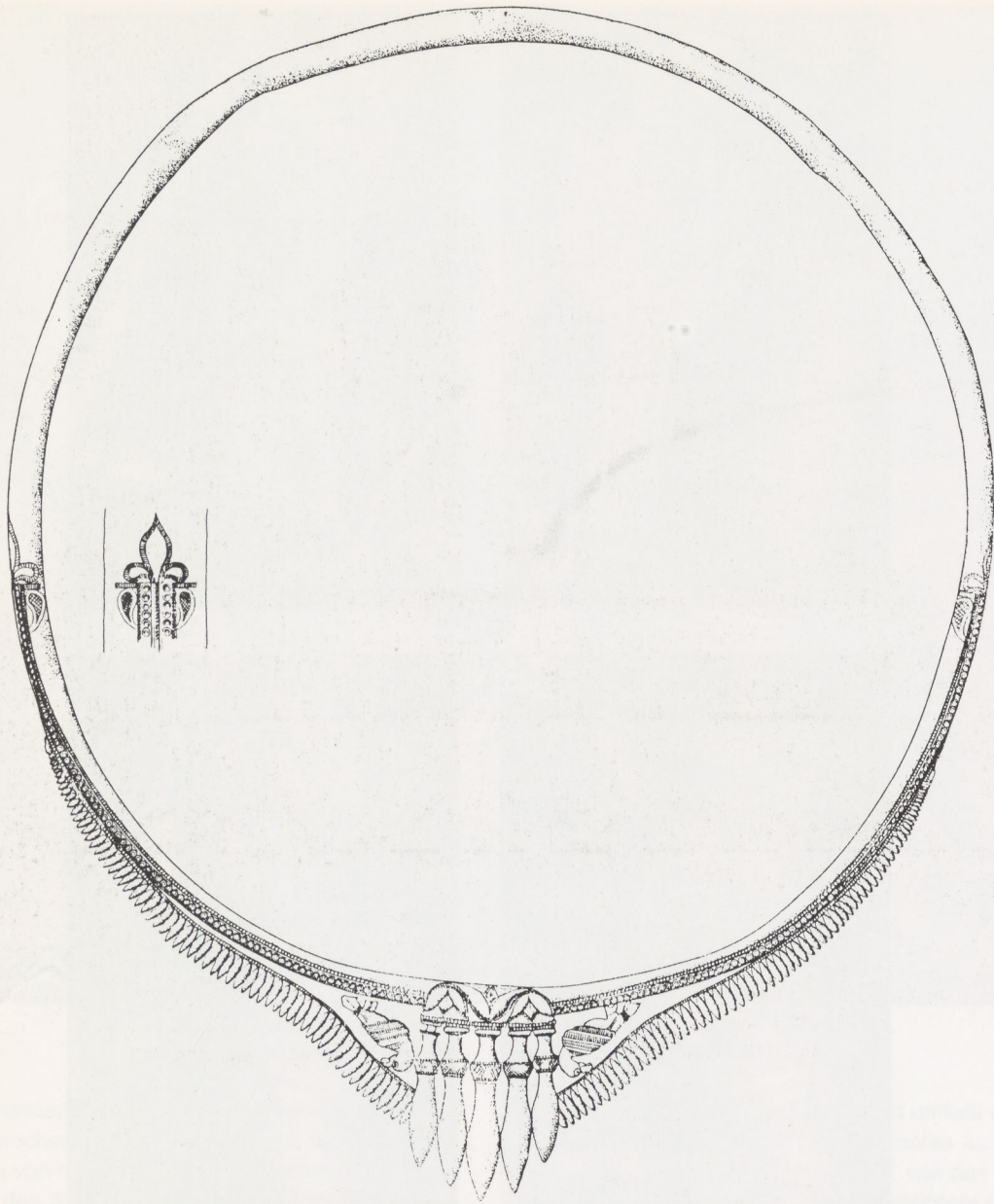


Abb. 117. Der am Kriegsende verloren gegangene Goldhalsreif aus dem Fürstengrab von Besseringen, Saarland.

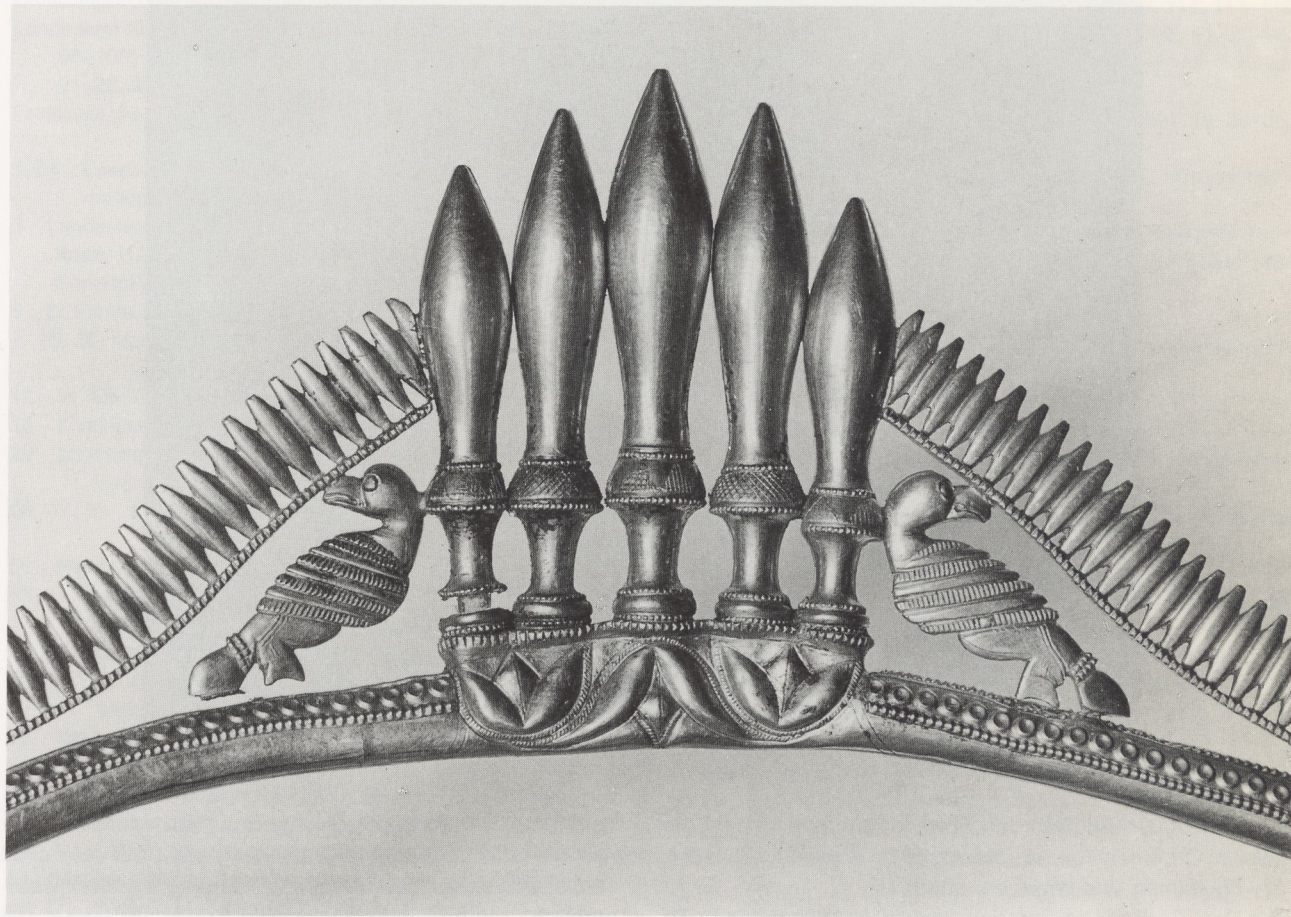


Abb. 118. Detail der Zierzone des Halsreifs von Besseringen (vgl. Abb. 117).



Abb. 119. Tönerne Röhrenkannen mit Halschmuck vom Dürrnberg bei Hallein.

tel eingesetzte Addition von Formen, die man sowohl bei reinen Ornamentkompositionen (z. B. *Abb. 61*), als auch bei figürlichen Wiedergaben antrifft.

Ein Detail soll noch besonders hervorgehoben werden. An allen Köpfen der Kanne waren die Augen gleichsam blind ohne Pupille gezeichnet. So begegnen sie am häufigsten auf frühen keltischen Bronzwerken und ausschließlich bei Goldarbeiten (z. B. *Abb. 62* und *Abb. 106*). Das Hervorheben der Pupillen ist dagegen eine Eigenheit, die öfter im östlichen keltischen Bereich belegt ist. Die Parsberger Fibel (*Abb. 82*) oder der Gürtelhaken von Stupava (*Abb. 74*) sind dafür gute Beispiele. Der Reif vom Glau-

berg ist aber bislang das einzige uns bekannte Schmuckstück in Gold, das dieses Detail zeigt. Er paßt also nicht in die Schemata der übrigen frühlatènezeitlichen Goldarbeiten, sondern muß von einem Kunsthandwerker mit anderen Kenntnissen und Traditionen angefertigt worden sein. Zu vermuten ist, daß wir die entsprechende Werkstatt am Glauberg selbst zu suchen haben. Durch solche besonderen Kunstprodukte, die Einflüsse aus dem Westen und Osten spiegeln und klare Bezüge zum antiken Bereich aufweisen, wird die Bedeutung des Glaubergs als ein Platz von zentraler Bedeutung innerhalb der keltischen Welt weiterhin unterstrichen.